

## **Im Dorf**

### **Kapitel I**

#### **Der Flüchtling ist da**

Es war noch dunkel, nur dort hinten, am Rand der Welt, schien es, als würde der Himmel licht. Gerade hatte es aufgehört zu regnen, lautlos glitten die Tropfen von einem Blatt zum anderen und der durchnässte Flüchtling lauschte zitternd und angestrengt auf ihr kraftloses Fallen. Jegliches Geräusch konnte er ertragen, solange keine Hufe klapperten. Unablässig währte er den Verfolger in der Nähe und mit letzter Kraft klammerte er sich an die nassen Äste. Eben noch hätte niemand ihn bemerken können, aber jetzt, in der Morgendämmerung, wo es kalt wurde und er in seiner Not nicht mehr stillhalten konnte, war seine schwärzliche, unruhige Silhouette in der fadenscheinigen Dunkelheit deutlich zu erkennen. Wie gerne hätte er geschlafen, er konnte seinen Kopf kaum noch halten. Immerhin saß er, nach dem langen Aufstieg ruhten seine müden, geschundenen Füße. Hier oben auf dem Baum würden auch die Hunde nicht an ihn herankommen - obwohl, Gebell hörte er keins. Er griff mit steifen Fingern in die Brusttasche und holte einen Kanten Brot heraus. Ohne Hast kaute er daran - er wollte eine Weile dran haben, aber das Brot war zu klein und es war zu schnell aufgeessen. Jetzt bekam er erst recht Hunger, er schaute zum Dorf, dort musste er etwas zu essen herkriegeln. Die Häuser traten schon ein wenig aus den Schatten, er schaute noch einmal zurück, da schüttelte es ihn, nicht vor den Verfolger(n) hatte er jetzt Angst, sondern vor etwas ganz anderem - wie wundersam es doch dämmerte! Hatte er je so scharf umrissene Blätter gesehen, oder spitze Zaunpfähle, die so in die Morgendämmerung stachen? Wie die

Bäume aus weiter Ferne heranglitten, wie die Felsbrocken unaufhaltsam aus der Erde wuchsen, und der bedrohliche, in der Morgendämmerung aufkommende Windhauch, der die blassen Schatten am Boden tanzen ließ, wie eigentümlich und beunruhigend das war.

Er hielt es nicht länger aus, sprang vom Baum herunter und lief bis zum ersten Haus. Am Tor blieb er stehen, hob den Kopf und sog mit bebenden Nasenflügeln prüfend die Luft ein. Er trat in den Hof ein und schlich am Pferdestall vorbei. Dann schlüpfte er in ein kleines Steinhäuschen und darin war es so merkwürdig stickig, dass ihm schwindlig wurde. Er setzte sich auf den Boden.

Er atmete tief durch und schaute sich um - kalt war es hier nicht, aber fremdartig finster, man hatte dunkle Scheiben in die Fensteröffnung eingesetzt.

Wenn er große Angst hatte, verspürte er unterhalb des Ellenbogens und zwischen den Rippen immer eisige Nadelstiche, genau wie jetzt - ihm war, als ob da im Dunkeln jemand atmen würde. Oder war er das vielleicht selbst? Aber dann, als er erschöpft seufzte und einen Augenblick verharnte, hörte er das Atmen wieder. Die Angst überwältigte ihn, er wischte sich über die Augen und stieß hervor:

"Wer ist da?"

"Ich, ich bin es nur."

Die Stimme klang friedfertig, besänftigend; trotzdem rutschte er zurück, bis er die Wand im Rücken spürte. Er drückte seinen Rücken gegen die Wand, als ob er sie zum Einstürzen bringen wollte; und auch wenn er das nicht schaffte, fasste er sich ein Herz und verspürte auch ein bisschen Kraft; zum Aufstehen reichte die Kraft nicht, aber doch, um zu fragen:

"Wer, 'ich'...?"

"Der Hausherr."

"Ja, aber - was tun sie hier?" "Das fragst du mich?"

Der Flüchtling schämte sich so, dass er darüber fast seine Angst vergaß. Der Mann sprach ruhig, friedlich, und dem

Hereingetriebenen stiegen die Tränen in die Augen:

"Ich..."- der Flüchtling legte sich die Hand auf die Brust - "das war nicht richtig von mir, dass ich einfach hier rein gekommen bin, aber..."

"Das macht nichts. Bestimmt war es dir kalt." "Ja, wissen Sie, mir war sehr kalt, und..." "Ja, ich weiß, ich glaube dir."

"Wissen Sie... eigentlich... also ich bin kein..."

"Ist gut", beschwichtigte ihn der Mann, "ist schon gut."

Die Freude rauschte durch seine Adern, ihn schwindelte und er lehnte den Kopf zurück. Eine Zeit lang saß er mit geschlossenen Augen da, an die Wand gelehnt. Aber dann ergriff ihn erneut Unruhe- etwas, etwas wollte er unbedingt noch hören, erst dann würde er wirklich aufatmen können. Auf den Knien rutschte er über den Steinboden auf die Stimme zu und ein Knirschen wie von Kieselsteinen schlug verloren gegen die Wände. Und dann war es still, der Flüchtling legte dem Mann eine Hand aufs Knie, schaute zu ihm auf und sagte flehend:

"Muss ich keine Angst haben?"

Der Mann blickte gedankenvoll zu ihm herunter, dann legte er ihm die Hand auf den Kopf und sagte:

"Hab keine Angst."

Und da sank der Flüchtling mit dem Gesicht zu Boden und seine Finger kratzten über den Boden. Seine Hände begannen zu zittern, und seine Schultern und sein Rücken bebten. Er rang mit den Tränen, rieb seine Stirn am Boden und drückte eine Wange daran, jeder Muskel spannte sich, er schluchzte - es war eine Erlösung. Der Mann wartete geduldig, bis der Flüchtling sich beruhigte. Er drehte sich zur Wand und zündete eine Kerze an. Als er sich wieder umdrehte, blinzelte der Flüchtling und schaute mit tränennassem Gesicht auf die Kerze.

"Ich komme sofort", sagte der Mann, "bestimmt hast du Hunger."

"Ja, ich habe großen Hunger." Der Flüchtling nickte, ohne den

Blick abzuwenden.

Bis der Mann zurück kam, hielt der Flüchtling seine verfrorenen Finger vor die Kerze und wunderte sich - unglaublich durchsichtige Finger von schöner Farbe sah er, dann näherte er auch seine Wange und seine Stirn. Ihm wurde wärmer, und er räkelte sich genüsslich, setzte sich an die Wand, ließ seine Nackenknochen knacken. Er bemerkte gar nicht, wie der Mann zurück kam, und als er seine Stimme hörte, zuckte er zusammen:

"Ah."

"Hier hab ich dir etwas gebracht."

"Was...was ist das?"

"Brot und Wein."

"Ah...", der Flüchtling griff nach dem Brot. "Oh, das ist ja noch warm", sagte er sehnlich.

"Iss, es ist für dich."

Eine Zeitlang kaute der Flüchtling genüsslich, dann langte er nach dem Krug:

"Darf ich trinken?"

"Trink nur."

"Auf Sie", sagte der Flüchtling und wieder stiegen ihm die Tränen in die Augen, " auf Sie, so einem Menschen wie Ihnen bin ich noch nie begegnet."

"Auch auf dich, komm, trink doch."

"Auf all die Menschen, die Ihnen lieb sind", dankbar schaute er ihn an. "Haben Sie Kinder?"

"Ja, habe ich."

"Wie viele..."

"Zwei."

"Jungen oder Mädchen?" "Jungen."

"Auf sie auch", sagte der Flüchtling und setzte die Schale an die Lippen, "Was für ein guter Wein. Wie heißen sie?"

"Domeniko und Gwegwe."

"Was für merkwürdige Namen", wunderte sich der Flüchtling,

"Domeniko und..."

"Gwegwe."

"Ach, wie merkwürdig", der Flüchtling dachte kurz nach und wiederholte leise - "Domeniko... und Gwegwe... Domeniko und..."

### **Gwegwe**

"Dreh` ihn nicht bloß nicht zu lange", sagte der erste Diener, Bibo. „So hat er ihn lieber.“

„Aber ein bisschen knusprig muss er doch wenigstens werden.“ „Das reicht, wenn ich's dir sage, hör jetzt auf zu drehen.“ „Wie Sie wünschen.“

Der Hinkende schwenkte den Hasen am Spieß hin und her und ging mit ihm ins Licht. Vom Dach fiel ein dünner Strahl herein und ließ die Staubkörnchen glitzern. Auf diese Lichtsäule hinkte er zu und hielt den auseinander gespreizten Hasen hinein:

„Das soll reichen?“

„Bist du taub, oder was?“ brüllte Bibo, „jetzt leg ihn auf den Tisch und verschwinde.“

„Ja, ja, sofort“, der Hinkende erschrak, „sonst nichts?“ „Nein, geh' und stell' dich an die Tür. Die Wassermelone hast du ja gekühlt...“ „Ja, natürlich.“

„Los los, geh schon!“

Der Hinkende griff gerade nach der Türklinke, als ein heftiger Schmerz sein Gesicht traf, es war Gwegwe, der das Zimmer betrat, und dem Hinkenden die Tür gegen die Nase geknallt hatte. Dieser schlug beide Hände vors Gesicht und bückte sich, Blut rann ihm aus der Nase, die Augen trännten ihm vor Schmerz und erschrocken starrte er auf die schwarzen Kügelchen, die über den Boden rollten, dann legte er den Kopf in den Nacken, um das Blut zu stoppen.

„Hab' ich einen Hunger“, sagte Gwegwe.

„Hier, bedienen Sie sich“, Bibo deutete mit der Hand zum Tisch.

„Ich gehe dann, wenn ich darf“, bat der Hinkende mit nach hinten gelegtem Kopf.

„Wo willst du denn hin?“, schnarrte Gwegwe. „Mir das Gesicht waschen.“

„Ach, jetzt will der sich das Gesicht waschen...“, und plötzlich explodierte er, „was musst du dich jetzt waschen, verflucht sei dein alter Herr!“

Der Hinkende schaute Gwegwe geradewegs in die Augen, das Blut tropfte ihm aufs Hemd; eine Weile blickte er ihn an und als er sprach hatte seine Stimme einen frostigen Klang:

„Mein alter Herr ist Ihr Vater.“

Bibo duckte sich, er dachte, jetzt würde der Hinkende den Tisch gegen den Schädel kriegen, aber Gwegwe erschrak selbst:

„Nein, nein, ich hab' das so dahin gesagt, in Ungedanken... nur so, hörst du?“

Der Hinkende schaute zur Decke.

„Ist mir in Ungedanken rausgerutscht, aus Versehen... das sagst du niemandem, oder?“

„Nein, wem sollte ich das schon sagen.“

„Gut, dann geh', wasch' dir das Gesicht, tut's sehr weh?“ „Nein.“

„Geh' jetzt, aber... du sagst das niemandem, verstanden?“ „Nein.“

„Warte! Wenn du willst, gebe ich dir ein bisschen vom Fleisch.“

„Nein, danke, ist ja eh roh“, der Hinkende war jetzt mutiger.

„Was, roh?“, wunderte sich Gwegwe und blickte böse zu Bibo herüber, „habt ihr das nicht gebraten?“

„Doch doch, natürlich“, jammerte Bibo, „genau wie Sie es mögen.“

Gwegwe biss hinein und kniff die Augen zusammen. Dann hellte

sich sein Gesicht auf. „Hmmm, wirklich lecker.“ Er zog das Kinn ein und lachte sich in den Kragen:

„Was hast du gesagt, das soll roh sein? Ist das vielleicht roh? Hm, guck mal, was er sagt, roh wäre das, hast du gehört, Bibo?“

„Hm.“

„Geh schon, spritz dir Wasser ins Gesicht.“ Er folgte ihm mit dem Blick. Als die Tür zufiel, setzte er sich an den Tisch und beugte sich über den Teller. Gierig biss er ins Fleisch und nagte die Knochen ab, nach und nach richtete er sich dabei auf. Schließlich lehnte er sich im Stuhl zurück, streckte die Beine aus und setzte ein großes Stück Wassermelone an, wie eine Querflöte. Jetzt schaute auch er, wie zuvor der Hinkende, zur Decke und saugte an der zuckersüßen, kühlen Wassermelone; ein rötliches Rinnsal rann ihm übers Kinn, und Bibo, dem das Wasser im Munde zusammen lief, starrte unverwandt zu Boden.

Gwegwe wischte sich das Kinn ab und dabei fielen ihm Augen zu. Obwohl er es genoss, schläfrig zu werden, wirkte er trotzdem mürrisch.

„Ihr Vater beherbergt irgendeinen Flüchtling.“

Gwegwe machte die Augen auf. Eine Weile schaute er ihn verständnislos an, dann packte ihn die Wut:

„Seit wann?“ „Seit heute.“

„Und wer soll das sein?!“

„Das weiß ich nicht.“

„Na, dann ist ja alles bestens! Da haben wir noch einen Schmarotzer mehr! Was für einer ist das denn?“

„Ich weiß gar nichts.“

„Aha, und wo hält er sich gerade auf, der Penner?“ „Er schläft.“

„Er schläft?“, er brannte vor Wut, so, als ob man ihm etwas weggenommen hätte; aber im gleichen Moment war er auch schon wieder erloschen, er war satt. Mühsam stand er auf, ging benommen

raus auf den Hof, legte sich bäuchlings auf die geflochtene Pritsche unterm Apfelbaum und schlief ein.

An dem Tag, als Gwegwe geboren wurde, hatte es geschneit. Die Hebamme stutzte kurz, noch nie habe sie ein Kind gesehen, dass bei seiner Geburt nicht geschrien hätte, meinte sie und ging weiter ins nächste Dorf. Gwegwe lag in seiner Wiege und atmete energisch und tief. Nichts fehlte ihm, wenn er nicht schlief, hatte er die Augen auf, und wenn er schlief, dann umso besser. Er war ein außerordentlich gesundes Kind, fing allerdings spät an zu laufen. Sprechen lernte er mit drei, bis dahin rief er nur „ro-ro“, und das auch nur, wenn er Hunger hatte. Er blieb klein von Wuchs, hatte aber schon immer lange, kräftige Arme. Immer wieder beobachtete er die Bauern bei der Arbeit. Besonderen Gefallen fand er daran, wie sie einen großen Baum zum Umstürzen brachten, wenn zwei Bauern sich vor den Baum stellten und mit der Axt auf ihn einschlugen, stockte Gwegwe vor Aufregung der Atem. Dann stemmten sie sich gegen den Baum und Gwegwe genoss aufgekratzt zuerst das Quietschen und kurz darauf das nach unten eilende Zischen. Er rannte zum gestürzten Baum, sprang auf den Stamm und balancierte auf und ab. Als er sechs Jahre alt wurde, fand er ein rostiges Messer. Damit stocherte er in den Bäumen herum und schlitzte ihnen die graue Rinde auf. Wenn er im Garten eine Wassermelone fand, schaute er sich um, und falls keiner in der Nähe war, stach er das Messer bis zum Griff hinein.

Was er nicht ausstehen konnte, waren Feste. Der Lärm, die lauten Fürbitten und Zwischenrufe machten ihm Angst. Allein schon das Beisammensein mehrerer Dorfbewohner behagte ihm nicht. Und in ihrem Dorf gab es in der Tat merkwürdige Feste; um was flehten sie die Natur nicht alles an - Regen, Sonne, Fruchtbarkeit. Mit zum Himmel gewandten Gesichter brachten sie schreiend ihre Bitten vor und Gwegwe ging in den Wald. Er warf einen Stein und den Baum, den er traf, kerbte er mit seinem Messer ein.

Als sein kleiner Bruder geboren wurde, war er acht Jahre alt.

Von diesem Moment an hatte er keine Lust mehr, sich zu Hause aufzuhalten, die Frauen umsorgten das schreiende Kind und ein derartiges Übermaß an Aufmerksamkeit ging ihm gegen den Strich. Er zog dann los und ging im See am Rande des Dorfes baden. Zwar war er nicht der beste Schwimmer, aber dafür konnte er am längsten im Wasser bleiben.

Als seine Mutter starb, war er elf. Schwarz gekleidete Frauen rauften sich die Haare, kratzten sich über die Wangen und klagten lauthals. Der Vater war ebenfalls schwarz gekleidet und stand in Gedanken versunken, traurig, an der Wand. Der jüngere Bruder weinte auch. Doch so sehr Gwegwe es auch versuchte, er konnte nicht weinen.

Dem Vater gegenüber empfand er zwar großen Respekt, jedoch keine Liebe, schon immer hatte er ihn gefürchtet, und kein einziges Mal hatte er dem Vater offen in die Augen geschaut, wenn überhaupt, so schielte er verstohlen zu ihm hinüber. Ein einziges Mal nur war der Vater hart gegen ihn gewesen. Gwegwe war etwa vierzehn Jahre alt, als der Vater eines Tages unerwartet seinen jüngeren Bruder zusammengekauert im Gebüsch vorfand. Das Kind schlotterte am ganzen Leibe und der Vater zog ihn hoch, hielt ihm das Kinn und schaute ihm in die Augen.

„Vater, Vati, Vater“, rief das zitternde Kind, „Gwegwe hat den Hund tot gemacht.“

„Welchen Hund?“

„Den Braunen, den Streuner.“

„Was, warum denn?“

„Ich weiß nicht, er hat ihn tot gemacht. Vater, bitte sag doch, sag mir, warum hat er ihn tot gemacht?“

Jener Hund war immer von Tür zu Tür gezogen und die Bauern hatten ihm Brot gegeben. Ein lustiger Hund war das, er hatte sich auf die Hinterbeine gestellt und um Essen gebettelt. Vor niemandem hatte er Angst gehabt, außer vor Gwegwe, der hatte keine Gelegenheit ausgelassen, ihm einen Tritt in die Rippen zu

verpassen; und diesmal, als er mit seinem Bruder schwimmen war, hatte er den Hund entdeckt, wie er im Schatten schlief, sich herangeschlichen, mühsam einen riesigen Steinbrocken hochgestemmt und ihn geradewegs auf den Hund fallen lassen. Sein Bruder, der in der Sonne lag, hatte nichts davon mitbekommen, aber sobald er das Winseln gehört hatte, war er aufgesprungen, hingerannt und hatte den Hund mit merkwürdig zusammengezogenen Pfoten und zerdrücktem Kopf da liegen sehen, und Gwegwe, sein Bruder, hatte Blut am Knie kleben und um seine Mundwinkel spielte ein bösesartiges Lächeln.

„Wo ist er jetzt?“, der Vater zog die Augenbrauen zusammen.

„Da, am See...“

Gwegwe hörte seinen Vater nicht kommen, er hielt das Messer in der Hand, und stach gedankenverloren auf den Hund ein. Da fühlte er im Handgelenk einen solchen Schmerz, dass ihm schwarz vor Augen wurde; der Vater zog ihn hoch, drehte ihn um und ohrfeigte ihn heftig. Gwegwes Knie gaben nach und er fiel über den Hund. Der Vater nahm ihm das Messer ab und schleuderte es in den See, dann zog er Gwegwe hoch, schleppte ihn zum Wasser und wischte ihm das Blut ab. Gwegwe machte die Augen auf und schloss sie sofort wieder, weil er glaubte noch einmal geschlagen zu werden.

Der Vater nahm die Kinder mit nach Hause, und am nächsten Morgen weckte er Gwegwe bereits in der Dämmerung und befahl ihm, mit aufs Feld zu kommen. Zuerst wies er ihn an, sich das Gesicht zu waschen und zu frühstücken, dann gab er ihm eine Hacke in die Hand und sie machten sich auf den Weg. Der Vater ging voraus, Gwegwe, folgte ihm gähnend. Es wurde eben hell, die morgendliche Kühle zwickte angenehm auf der Haut, die Hähne krächten, und hier und da zogen die Bauern vor dem Vater den Hut; als sie das Feld erreicht hatten, drehte er sich zu Gwegwe um und eine Zeit lang schaute er ihm in die Augen, dann bedeutete er ihm, mitzukommen, und fing an zu hacken. Der Mais auf dem Feld war noch niedrig, er reichte dem Vater gerade bis zur Brust. Gwegwe schwang ungeschickt die Hacke, bemühte sich aber nach Kräften. Gegen Mittag bekam er

an den Fingern und auf den Handflächen Blasen, sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerzen. Der Vater sah das und befahl ihm, sich in den Schatten zu setzen, selbst aber setzte er die Arbeit fort. Vom langen Dasitzen wurde Gwegwe schließlich langweilig und er versuchte, da, zu seinen Füßen, einen Schmetterling zu erhaschen, überlegte es sich aber sofort anders und schaute voller Respekt zum Vater hinüber. Dieser kehrte ihm den Rücken zu und arbeitete ruhig, ohne einzuhalten. Jeden Tag ging der Vater aufs Feld und die Leute wunderten sich darüber, er, der so reich war, was zwänge ihn denn dazu; er jedoch kehrte Abend um Abend müde erst dann nach Hause zurück, wenn die länglichen Schatten der Häuser und Bäume schon verblassten. Und so vergingen über der Arbeit drei Jahreszeiten, im Winter jedoch, als der feine Schnee auf den Dorfwegen vom Zertrampeln unansehnlich wurde, auf den Bergen aber weich in der Sonne glitzerte, saß der Vater vor dem gewölbten Kamin und dachte mit zusammengekniffenen Augen lange nach. Zum Vater kamen des Öfteren die Bauern, manche fragten um Rat, fragten mal dies, mal das, manchmal beichteten sie ihm auch ihre Missetaten und wenn sie in Not waren, baten sie auch leise um Mehl und es gab keinen im Dorf, der dem Vater nicht dankbar gewesen wäre. Am nächsten Tag nahm der Vater Gwegwe wieder mit, aber er befahl ihm, sich in den Schatten zu setzen, die Blasen auf seinen Fingern und Handflächen waren aufgeplatzt. Am fünften Tag aber, als Gwegwes wunde Stellen hart wurden, befahl er ihm, wieder zur Hacke zu greifen und von da an nahm er ihn jeden Tag mit aufs Feld. Gwegwe gewöhnte sich schnell an die Arbeit, das einzige was ihn störte war, dass die Bauern und er selbst die gleiche Arbeit verrichten sollten.

Ein paar Jahre verbrachte Gwegwe so auf dem Feld und wie oft beschloss er im Stillen, dem Vater seine Meinung zu sagen, dass es genug sei, was er abgeleistet habe, dafür, dass er einmal diesen Steinbrocken habe fallen lassen; dass er wahrlich genug getan habe, um seine Schuld tausendmal zu begleichen, und jetzt reiche es ihm, auf dem Feld zu arbeiten, vor allem, wo sein jüngerer

Bruder noch nie einen Finger krumm gemacht habe. Gwegwe legte sich immer die passenden Wörter zurecht, hatte genau im Kopf, wie er dem Vater das alles sagen wollte, und gerade wenn er froh den besten Satz im Herzen tausend Mal wiederholt hatte, kam er beim Anblick des Vaters durcheinander und schwang fleißig weiter die Hacke. Es wäre noch erträglich gewesen, wenn er bei der Arbeit alleine gewesen wäre, aber manchmal kam sein jüngerer Bruder gelangweilt auf dem Feld vorbei und legte sich in den Schatten. Schweißtropfen bedeckten Gwegwes Stirn, sie rannen ihm in die Augen und tropften von der Wange auf die Erde, während sein jüngerer Bruder im Schatten lag, gähnte und nicht wusste, womit er sich die Zeit hätte vertreiben können.

Das Mähen mit der Sense machte Gwegwe mehr Spaß als jede andere Arbeit. Mit einer Mischung aus Wut und Vergnügen schwang er die in der Sonne glitzernde Sense und kämpfte sich hartnäckig vorwärts, zu seiner Linken blieb gefallenes, langes Gras zurück. Wenn ihn keiner beobachtete, schwang er die Sense mit noch größerer Wut und schnaufte laut, und ab und zu schaute er müde und stolz zurück.

Der Vater zog es vor, mit der steinigten Erde zu ringen, er zerschlug im Boden steckende Steinbrocken, sammelte die Stücke auf und brachte sie dann zusammen mit Gwegwe mit dem Leiterwagen weg. Diese Arbeit war auch nicht schlecht, die Steine schlugen mit einem lautem Knall im Tal auf, aber dieses ewige Hacken...

Das Einzige, was Gwegwe richtig genoss, das war gebratener Hase und gekühlte Wassermelonen oder daraus gekochte Marmelade, das abends auf ihn wartete.

Mehr gab es nicht zu sagen, vorsätzlich zumindest beging Gwegwe keine Untaten, nur seinen jüngeren Bruder Domeniko hasste er seitdem von ganzem Herzen.